Aus der Heimath.

Ein

naturwissenschaftliches Volksblatt

Herausgegeben

von

E. A. Roßmäßler.

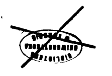


Jahrgang 1861.



Glogau.

C. Flemming's Verlag.





Inhalts-Verzeichniß.

Die mit * bezeichneten Artikel sind mit Abbildung.

1. Chemie und Physik (Technologisches).

2. Geschichte des Steinreichs, Geologie, Geognosie, Versteinerungskunde.

3. Geschichte des Gewächsreiches.

4. Geschichte des Thierreichs.

5. Allgemeines, Schilderungen, Biographisches, zu Rath und That, Anregendes, Erzählungen u. s. w.

Sachregister.



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von **E. A. Roßmäßler.**

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 1. **1861.**

Neujahrsgruß.

Wir haben nun mit einander zum zweiten Male eine Jahresschwelle überschritten, und indem hier die erste Spende unseres dritten Jahres in Eure Hände kommt, thut es mehr als jemals Noth, einen ernsten Blick um uns zu werfen.

Es heißt sicher nicht unserm Programm untreu werden, welches beim Beginn unseres Blattes sagte, daß der häßliche Streit zwischen der Kirche und der Forschung aus demselben verbannt bleiben solle, wenn ich hier einmal recht nachdrücklich das Recht der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts gegen die kirchliche Orthodoxie in Anspruch nehme. Zorn und Scham muß unser Gesicht röthen, wenn ein Amtsnachfolger des edeln v. Ammon, des Verfassers „der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“, im December des Jahres 1860 in der Abgeordneten-Kammer eines deutschen Landes sich nicht entblödet, „den Standpunkt der Wissenschaft unserer Zeit den allerniedrigsten, kümmerlichsten, einen zurückgebliebenen, verrotteten, verrosteten und verfaulten“ zu nennen, und dabei sich einer mächtigen Parteizustimmung sicher zu fühlen. Doppelt fühlt sich der Vertreter dieses Blattes durch solches — soll ich Urtheil sagen? — empört, weil das kleine Sachsenland, das Geburtsland unseres Blattes, keinen geringen Antheil an dieser geschmähten Wissenschaft hat.

Unser Blatt, das vielen Lesern und Leserinnen ebenso lieb geworden ist wie Denen, welche daran Arbeiter sind, wird unbeirrt fortfahren, dieser mittelalterlich geschmähten Wissenschaft zu dienen.

Es ist ein widersinniges Gebahren, gegen die wissenschaftliche Forschung zu eifern; denn was unerforschlich ist, kann ja von ihr nicht verletzt, weil nicht einmal erreicht werden; und was erforschlich ist, gewinnt durch seine Erforschung die Erleuchtung mit dem Lichte der Wahrheit und mehrt so die Helligkeit des Lebens.

Ist unser Blatt auch nur ein winzig kleiner Planet, der eben den zweiten Umlauf um die Sonne der Wissenschaft beendet hat, so ist sein erborgtes Licht doch fähig gewesen, in seinem kleinen Bereiche am Firmamente der Gesellschaft nicht nutzlos und — wagen wir es zu hoffen — ungetrübt zurückzustrahlen. Auch das Glühwürmchen im Grase kann dem Bedrohten die Schlingen der schwarzen Viper offenbaren.

Lassen wir uns nicht stören. Unser Weg ist lang, und wenn wir das Ziel nie erreichen, so ist es ja die Wanderung, welche uns erfreut; am Ziele, könnten wir es erreichen, würden wir wie der Jüngling von Sais zusammensinken.

Jede unserer Wochenwanderungen, die wir Euch, liebe Leser und Leserinnen, mit Bedacht und Fleiß vorbereiten, bringt sie uns auch nur ein Millionstel dem Ziele näher, ist dennoch an sich selbst ein kleines Ziel, welches wie jedes erreichte Ziel den Lohn der Befriedigung darreicht.

Kreuz- und Querzüge eines Sandkörnleins.

Redende Thiere schicken sich höchstens für Kinderfabeln, wenn es nicht auch da besser wäre, sie zu vermeiden, weil es die ohnehin mächtig vorwaltende Einbildungskraft des Kindes zu einseitig beschäftigt und unmerklich zur Aber- und Wundergläubigkeit verlockt. Darum schien mir ein seine Kreuz- und Querzüge selbst erzählendes Sandkörnlein nun vollends gar unzulässig.

Gleichwohl reiht sich an das Schicksal eines solchen eine so lange und manchfaltige Kette von erdgeschichtlichen Begebenheiten, deren Mitträger das Sandkorn war, daß es mir schien, als könne sich daraus eine Fabel für große Kinder machen lassen, welcher sich auch ein haec fabula docet von selbst anfügt.

Unter **Kreislauf des Stoffes** versteht man gewöhnlich etwas Anderes als wir ihn jetzt ein Sandkorn durchlaufen sehen wollen. Man meint damit die wandlungsvolle Wanderung, welche abwechselnd löslich und wieder starr werdende Stoffe, wie z. B. der Kalk, unablässig und nur mit zeitweisen Stillständen durch die Gebilde aller drei Reiche hindurch machen, bald einen Bestandtheil eines Thieres, bald den eines als Nahrung in dessen Leib eingehenden Gewächses, bald wieder einen Theil der Ackererde bildend, um von hier aus früher oder später jenen Kreislauf aufs Neue zu beginnen. Ist auch dieser Kreislauf ein bedeutsamerer, deshalb auch wohl **Kreislauf des Lebens** genannt, weil gewissermaßen das gestaltend auferweckende Leben durch die Reihen der Stoffe hindurchläuft, so ist er doch dem andern, wie ich ihn mit dem Sandkorn jetzt im Auge habe, insofern nachstehend, weil er den Stoff als tausendfach verbindungsfähiges Theilbares gewissermaßen seiner Persönlichkeit beraubt. Das Gypskörnchen z. B., welches jetzt als eine Verbindung von Calcium und Schwefelsäure im Ackerboden ruht, muß sein Calcium aus dieser Verbindung losgeben, weil dieses in einer Pflanze sich mit Kohlensäure zu Kalk verbinden will, um vielleicht später auch diese Verbindung wieder aufzugeben und mit Phosphorsäure die Knochen eines Thieres zu bilden.

Hier geht also die ursprüngliche Persönlichkeit jenes Gypskornes verloren; es wird gelöst und seine Theile gehen, vielleicht wiederum nach verschiedenen Seiten getheilt, verschiedene Verbindungen ein.

Wenn man sich erinnert, wie vielfältig die 61 Elementarstoffe sich mit einander verbinden können und wie nicht minder vielfältig auflösende Kräfte diese Verbindungen wieder zu trennen beflissen sind, so können wir ahnen, wie unglaublich manchfaltigen Wandels der chemisch aufgefaßte Kreislauf des Stoffes sein müsse, daß es aber gleichzeitig unmöglich ist, ein bestimmtes Maß eines Stoffes, z. B. ein Centigramm Eisen, auf seinen Wandlungen und Wanderungen zu verfolgen. Und dennoch kommt uns dabei die wissenschaftlich gebotene Ueberzeugung, daß in diesem ewigen Wandel des irdischen Stoffes kein Atom verloren gehen kann; daß die Natur immer mit denselben Stoffen und mit demselben Stoffvorrath arbeitet. Dieser chemische Kreislauf der Stoffe gleicht dem Schachspiel, dessen 32 Figuren auch einer unendlichen Manchfaltigkeit von Stellungen zu einander fähig sind.

Das Eisen, welches in diesem Augenblicke unser Blut färbt, befindet sich dabei in einer jener unzählbaren Ruhestationen, die es von Anbeginn an durchlaufen hat und nach dem Zerfallen unseres Leibes mit anderen vertauschen wird bis an das Ende der Tage, wenn anders es wissenschaftlich zulässig ist, von einem Ende der Tage zu reden.

Ganz anders gestaltet sich der Lebenslauf unsers Sandkorns.

Welche Mächte an seiner Wiege gestanden haben, darüber streiten sich die Gelehrten. Die Einen sagen Neptun sei sein Taufpathe gewesen, die Andern Vulkan, ja die Meisten sind der Meinung, daß beide dabei im Bunde waren, denn wir finden unser Sandkorn, noch in der ganzen Größe eines Quarzkrystalles, als einen Bestandtheil dieses, in einer vorspringenden scharfkantigen Gneisklippe tief innen geborgen. Gneis aber, ein sogenanntes krystallinisches Schiefergestein, soll nach der Meinung der Mehrheit der Erdgeschichtsforscher durch Aufeinanderfolge von Wasser- und Feuersgewalt seine Gestaltung gewonnen haben.

Viele Jahrhunderte sahen die Gneisklippe als scharfe Zacke in die reine unbeschreiblich durchsichtige Luft der 8000 Fuß hohen Alpenlage hinausstarren; manche Lauine war von hoher Alpenzinne herabdonnernd als Fehlschuß an ihr vorbeigefahren, oder hatte ihr Schneehaupt an dem spitzen Felsenzahn zerschellt, daß hochauf Berge von Schnee durch die Luft stiebten. Da kam aber einmal ein Kernschuß aus dem Arsenal jener unzugänglichen Schneewüsten. Der weiche Stoff, in dem der Kindesfuß seine Fährte eindrückt, hatte sich in furchtbarer Masse von seinem Ruhelager losgerissen, indem vielleicht nicht viel mehr, als zur Einhüllung eines Hüttendachs erforderlich, hinzukam, um den drohenden Feind der Alpengassen aus der trügerischen Gleichgewichtslage zu bringen. Die erstorbene Ruhe der Schneewand verwandelt sich im Nu in Windesschnelle; die lautlose Stille fährt auf in donnerndes Gebrüll. In rasender Eile überstürzt sich die lebendig gewordene Masse, und in jähem Sprung stürzt sie sich wie ein wohlgezielter Schuß auf die erbebende Klippe, und reißt sie von ihrer Stätte hinweg. Auch sie war nun an die Reihe des Fallens gekommen, nachdem vorher — wer kann sagen wie lange? — andere Glieder vom Alpenleibe losgerissen worden waren, die über ihr gestanden hatten und durch deren Beseitigung sie auf den verlornen Posten gekommen war.

Kaum eine Viertelminute — es ist wieder die vorige lautlose Stille; nur hier und da bröckelt sich noch eine kleine Schneemasse oder ein Felsentrümmer los, durch sein Gewicht das kleine Hemmniß überwindend, das eben nur auf kurze Momente den weiteren Fall aufhalten konnte. Schnell aber hat auch dieses kleine Nachzittern des Lauinensturzes aufgehört. Es ist Grabesstille ringsum.

Der Felsengrat ragt scharf und düster aus der herzugeflogenen Schneewüste empor. Er ist aber nicht mehr zu erkennen. Tausende von Centnern sind von ihm abgesplittert, darunter auch die Stätte unseres Sandkörnleins.

Losgelöst von seiner uralten Geburtsstätte ruht es unter haushohen Schneelasten im Felsenbett des vorbeirasenden Alpenbaches in einem abgesprengten Theile jener Gneisklippe. Das tosende Wasser fühlt sich erdrückt, es wird aufgesogen von dem trocknen Lauinenschnee, und oberhalb wühlt es erbost in der Schnee-Abdämmung, um sich seine Bahn wieder zu gewinnen. Es wird sie zuletzt wieder gewinnen, aber nicht mit Gewalt, sondern mit geduldigem Nagen an der schmelzbaren Mauer, bis diese zuletzt von

ihm zu einem hohen Brückenbogen ausgearbeitet sein wird, der vielleicht mehr als einem Sommer trotzt. Bis dahin schläft unser Sandkörnlein, welches bereits nach seinem ersten Schritte ins Wander-Leben sich zum Verweilen gebannt sieht.

Der Frühling, „die lauteste Jahreszeit der Alpenwelt" (Tschudi), ist vorüber. Der in furchtbarer Hast drängende Wasserschwall des gletschergeborenen Alpbaches, der Alles, was in seinem Bereiche lag, mit Schaum und Gebrüll bedeckte, hat sich etwas beruhigt. Er hält seine täglichen Schwankungen pünktlich ein, in den frühen Nachmittagsstunden seine höchste Fülle und in den frühen Morgenstunden seinen Tiefstand erreichend, wie es ihm von dem Abschmelzen und der nächtlichen Ruhe des Gletschers, seiner ewig fortzeugenden Wiege, geboten ist.

Tief im Grunde des felsenstarrenden Bettes liegt der Gneisblock, der unsern kleinen Wanderer einschließt, und der von feinem Gletschersande milchweiß undurchsichtige Bach bearbeitet ihn unablässig durch die faustgroßen und noch größeren Steinbrocken, die er mit sich fortreißt und gegen den Geduldigen schleudert.

Jahre, Jahrzehnte vergehen, in denen der Gneisblock nur in kleinen Schritten weiter kommt. So war er endlich an die Kante einer jähen Felsenstufe gekommen, über welche der Bach zwischen senkrechten glatt gespülten Wänden hinabstürzt in eine finstere Tiefe, aus der er in Staub aufgelöst als Wasserwolke aufwirbelt, um den Sonnenstrahlen als Spiegel zu dienen, auf dem sie sich im Festtagsschmuck ihrer leuchtenden Regenbogenfarben bespiegeln, herrlicher und glänzender, als es der himmlische Regen zu vermitteln vermag.

Der warme Fön, der gewaltige aus Afrika kommende Luftherrscher, führte dem Bache von allen Seiten eine größere Fülle von Schmelzwasser zu. Von Stunde zu Stunde wächst sein Schwall; auf seinem Grunde wird es lebendig; lange geruhte Blöcke fühlen sich aufgerüttelt, und ihr gegenseitiges Aneinanderstoßen wird dem kundigen Ohre durch das allgemeine Lärmen des Wassers hindurch als dumpfes Knackern hörbar.

Das sich durch die enge Felspforte zum Sturz in den Abgrund drängende Wasser springt in weit ausgreifendem Bogen hinab und reißt unsern centnerschweren Block mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich, daß er in hohem Bogen sich aus der Wassergarbe losreißt und tief unten gegen den erprobten harten Schädel eines vorspringenden Felsens aufschlägt und in Stücke zerberstet.

Das „theile und herrsche" wurde zum mächtigen Vorschub für das Fortkommen unseres Sandkorns. Kaum ist es von dem größten Theile seiner ihm anhängenden Geschwister befreit, so wird es von den drängenden Wellen in einem kaum noch faustgroßen Steine mitfortgerissen. Und immer weiter geht es thalab, jede Sekunde scheuert durch harte Stöße gegen die andern Steine des wasserdurchwühlten Bettes kleine Körnchen von ihm ab, und das Aeonen lang innig Verbundene wird von einander gerissen, um für alle Zeiten seine eigenen vielleicht weit von einander weichenden Wege geführt zu werden.

Unser Sandkorn ist noch nicht darunter; es ruht noch geborgen im Innern seiner nur kleiner gewordenen Steinheimath.

Plötzlich beginnt ein ganz neues Leben für dasselbe. Sein regelloses Vorschreiten nach den Launen des Baches soll sich eine Zeit lang in einen rasenden Wirbeltanz verwandeln. Am linken Ufer des Baches liegt ein mächtiger fast ebener Granitblock, über den er, wenn er hoch steht, als ein dünner Wasserschleier in kreisender Drehung hinwegschießt. Jeder diese Drehung begleitende Stein schleift seine Kreisbahn auf der Oberfläche etwas aus, und mit der langsam zunehmenden Tiefe derselben wächst nothwendig die Wirbelbewegung des Wassers und mit dieser wieder die Vertiefung des Tanzplanes. Der Tänzer nutzt sich natürlich selbst mit ab, bis er gänzlich zerrieben, zu Tode getanzt, oder bei einem Fehltritt wieder hinausgeschleudert wird in das wandelreiche Chaos des Rinnsales.

Für jetzt hat sich der wüste Geselle unseren Stein zur Tänzerin erkoren. Rasend schleift er ihn in die Runde, bis ihm selbst die Kraft ausgeht und er die Höhe des Tanzsaales nicht mehr erreichen kann. Der Stein liegt nun wie ermattet in der ausgehöhlten Ebene im Trocknen; denn in der warmen Sonne verdunstet das zurückgebliebene Wasser bald, und die darin schwebenden Sandtheilchen bedecken nun als Staub die Diele des ausgestorbenen Tanzbodens. Doch über lang oder kurz kommt dem Bache die Lust und die Kraft zum Tanzen wieder und so wechselt eine Zeit lang das Leben unseres Steines zwischen Wirbeltanz und träger Ruhe, bis sich einstmals das Wasser einen neuen Tanzgenossen mitbrachte, der auf den bisherigen stieß und ihn vom Tanzplan verdrängte.*)

Von Neuem geht's nun wieder fördersam von Stufe zu Stufe thalab. Da bricht plötzlich der Regen in furchtbaren Strömen über das Alpengelände hernieder und überbietet die Schrecknisse der Lauinen, die ja gewöhnlich in tiefen Kesselthälern einen unschädlichen Endpunkt finden. Von allen Seiten stürzen eben geborene Bäche dem Beherrscher der Thalgasse zu, daß dieser sein Gebiet in jähen Eroberungen ausdehnt und Alles mit sich fortreißend dem blühenden Thale zustürzt.

Noch nie hatte der Stein mit unserem Sandkorn die Pracht der Alpenblüthe neben sich gesehen — jetzt wälzt er sich, eingeklemmt zwischen größeren Steinen und centnerschweren Blöcken in einer eisigen Schlammlava über blühende Alpenmatten und er selbst wird dabei erdrückt und zu kleinen Stücken zermalmt.

Das Theater des Lebens ist für unser Sandkorn ein neues geworden und es ist selbst der persönlichen Befreiung um vieles näher gerückt.

Neben ihm steckt im festgepreßten Felsenbrei ein Stück Wurzelstock im Nu zur Form des Rollsteins verwandelt**), welches vor wenigen Minuten noch die abgewetterte finstre Alpenfichte trug.

*) Dies ist die Bildung der sogenannten „Riesentöpfe", worüber in Jahrg. 1859 Nr. 19, S. 295 gesprochen ist.

**) Am 25. August 1856 sah ich im Melchthal in der Schweiz in einem solchen viele Tausend Quadratklaftern bedeckenden Runsenschutt zahlreiche Holzgeschiebe, welche offenbar in der kurzen Zeit des Unwetters so zertrümmert und geglättet und abgerieben worden waren.

(Schluß folgt.)

Der Schnee.

Wenn wir in der Blüthenzeit es oft, ja meist unterlassen, nach den gesucht sein wollenden Schönheiten des feineren Baues der Thier- und Pflanzenformen aufmerksame Blicke umherzusenden, so findet dies einigermaßen darin Entschuldigung, daß dann die Schönheit des großen Ganzen uns die Achtsamkeit auf die schönen Einzelheiten vergessen läßt; daß wir aber in der fast schmucklosen Winterzeit das Bedürfniß nicht fühlen, die ihr dennoch verbleibenden Ueberreste von schönen Formen aufzusuchen, würde geradehin auffallend sein, wenn wir es nicht längst wüßten, daß es die Schule verabsäumt, unsere Sinne zu üben und den Geschmack am Schönen durch Selbstthätigkeit zu pflegen.

Wäre es nicht ein Widerspruch im Beisatze, so könnte man sagen, daß im Winter das belebte formenschaffende Leben ruht, daß desto mehr das starre Leben schaffend thätig sei, jene zauberische Thätigkeit, welche ihre Schöpfungen im Nu in Erscheinung treten läßt, während die Zellenbildung im Thier- und Pflanzenreiche mehr ein bedächtiges Aufbauen ist.

Das geheimnißvolle, fast ausschließend nach geraden Linien gestaltende Krystallisationsgesetz erfüllt — man erlaube diese nicht buchstäblich zu nehmende Redewendung — die winterliche Luft, wie oft Ein Gedanke die ganze Zuhörerschaft eines begeisterten Redners erfüllt. Der Wasserdunst der damit übersättigten Winterluft überspringt die Mittelstufe des tropfbar Flüssigen und nimmt die Form des Starren an, nach unabänderlichen Gestaltungsgesetzen und dennoch eine überraschende Manchfaltigkeit zierlicher Formen gewinnend.

Es ist gerade das Wasser, jene einfache Verbindung von $11,_{11}$ Wasserstoff und $88,_{88}$ Sauerstoff, welches in seinen Krystallbildungen innerhalb der ihm von dem Krystallisationsgesetz gezogenen Schranken von allen krystallisirbaren Körpern den größten Spielraum der Gestaltausprägung sich bewahrt.

Unser Holzschnitt zeigt uns eine kleine Musterkarte — hier ganz gewiß ein passender Ausdruck! — von Schneekrystallen. Ich entlehne sie aus den „Denkschriften der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden", welche unter andern werthvollen Mittheilungen eine Abhandlung des Herrn Hofküchenmeisters J. F. A. Franke in Dresden enthält über Schneekrystalle, beobachtet in den Jahren 1845 und 1846. Auf 6 Tafeln sind nicht weniger als 119 verschiedene Formen dieses vergänglichen Juwelenschatzes des Winters dargestellt, von denen unsere 19 Figuren einige wiedergeben.

Der Holzschnitt war bereits fertig, als der Winter, der Jahre lang mit Leipzig nur gespaßt hatte, mit aller Entschiedenheit aufzutreten begann und ungewöhnlich reichliche Massen von Schnee herabschüttete. Stundenlang durchmusterte ich am offenen Fenster einer eiskalten Kammer die unhörbar fallenden Sternchen und überzeugte mich, daß noch manche Form den 119 Franke'schen Formen hinzuzufügen wäre, während von diesen wiederum viele eben nicht am Himmel Mode zu sein schienen.

Man muß zu solchen Schneestudien sich gewissermaßen mit Kälte wappnen, um die flüchtigen Gestalten nicht durch die eigene strahlende Wärme zu zerstören, ehe man sie noch unter dem Brennpunkte des Vergrößerungsglases gefaßt hat. Bald findet man, daß selbst eine scharfe Lupe dazu nicht genügt, denn wenn sie auch die allgemeine Form und die der sechs Haupt- und der deutlicheren Nebenarme zeigt, so fühlt man doch bald das Bedürfniß, die feinere Gliederung und den oft überaus zierlichen Mittelpunkt des Schneesternes zu sehen. Da greift man zum Mikroskop. Das muß man aber vorher einige Zeit auskälten lassen und auch die Glastäfelchen zum Auffangen der Sternchen und den trocknen Pinsel zum Uebertragen dieser auf die Glastäfelchen müssen erst alle ihre Wärme abgeben, bevor sie uns dienen können. Um den warmen Hauch des Mundes abzuhalten, der für die zarten Eisfigürchen ein wahrer Samuhm ist, „nehme man sich ein Blatt vor den Mund", nämlich ein Kartenblatt, das man mittels eines durch seinen Mittelpunkt gezogenen Fadens mit den Lippen festhält.

Da die schwächste Vergrößerung unseres Mikroskopes ausreicht, so ist der Abstand des Schneekrystalls von der Linse und von unserem Gesicht immer groß genug, um von der ausstrahlenden Wärme nicht zu leiden, wenn nur der Objektentisch und das Glastäfelchen hinlänglich erkältet sind. Die Hände werden ohnehin bald kalt genug, und die Körperwärme kann man durch ein dickes Kleid hinlänglich abschließen.

So ausgerüstet können wir schon ein Stündchen am offenen Fenster des ungeheizten Zimmers mit fernhintreffendem Seh-Rohr auf dem Anstand nach Schneevögelchen stehen, viel behaglicher als der Sonntagsjäger mit erzwungener Waidmannsbravour zähneklappernd auf Reinecke lauert, den er zuletzt — fehlt.

So viel man auch Schneekrystalle untersucht, immer wird man eine mehr oder weniger streng festgehaltene Grundform an denselben wiederfinden. Es ist diese das Sechseck, und nach dem Ausdrucke der Krystallographie gehört die Krystallform des Schnees, oder vielmehr des Wassers indem es starr wird, dem Sechseck- oder Hexagonal-System an, welches ein sogenanntes 3- und 1-axiges ist, d. h. man kann sich von den Spitzen je zweier einander gegenüberliegenden Strahlen eine gerade Linie, eine Axe, gezogen denken, und rechtwinklig auf diese wie die Axe in der Nabe des Rades, eine andere; letztere ist die Hauptaxe, an unseren Figuren nur durch einen Punkt, den Mittelpunkt vertreten; erstere sind die 3 Nebenaxen. Der zwischen den 8 Endpunkten dieser Axen eingeschlossene Raum kann nun auf die verschiedenste Weise mit Stoff erfüllt sein. An unseren 30 Figuren ist die Hauptaxe nirgends entwickelt und daher sind die Schneekrystalle nur äußerst dünne sechsseitige Blättchen (24, 25) oder sechsstrahlige Sternchen (26). Durch das manchfaltigste Anschießen der Eismasse an die 3 Nebenaxen entstehen nun eben die so höchst verschieden gestalteten Schneefiguren. An Fig. 27 ist von jeder der 3 Nebenaxen die jenseits des Mittelpunktes liegende Hälfte kürzer und dadurch der Umriß des Krystalls ein dreieckiger geworden.

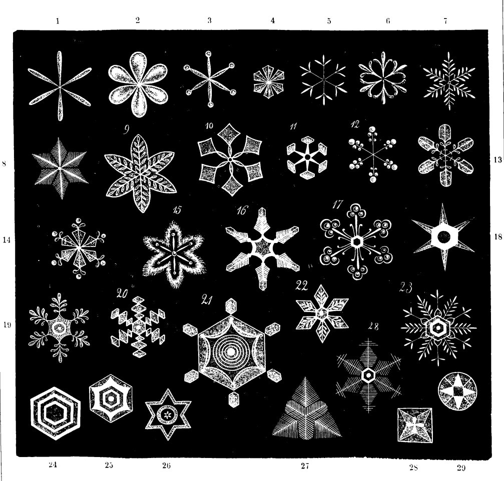
Denken wir uns Fig. 24 als eine sechsseitige kleine Scheibe aus Pappe und stecken wir durch den Mittelpunkt rechtwinklig auf die Fläche ein Hölzchen, von der Länge des Durchmessers der Scheibe, so daß der Mittelpunkt dieses gleich theilt, und denkt man sich dann von den sechs Ecken der Scheibe nach den 2 Endpunkten der Axe 12 gerade Linien gezogen, und denken wir uns dann diesen von 18 geraden Linien (deren je 3 ein Dreieck einschließen) und 8 Ecken begrenzten Raum ausgefüllt, so erhalten wir die sechsseitige Doppel-Pyramide, die Krystallform des

Bergkrystalls. Dies sollte eigentlich auch die Krystallform des Schnee's sein. Aber der schnelle und noch dazu unter fortwährender Bewegung des Falls stattfindende Verlauf der Krystallisation hindert dieses volle Auskrystallisiren, weil es eine Bedingung zu diesem ist, daß die krystallisirende Masse sich in möglichster Ruhe befinde. Wir sehen dies am Kochsalze, dessen Krystalle ebenfalls unregelmäßig und meist einseitig hohl sind, weil das Wallen der kochenden Soole die gleichmäßige Anlagerung der Salzmoleküle stört.

stallform bedingenden Zustände der Luft bei den verschiedenen Schneefällen gleichmäßig verschieden sein müssen. Welche andere Bedingungen außer dem Dampfgehalt und dem Wärmegrade der Luft hier noch wirksam sein mögen ist schwer zu bestimmen.

Betrachtet man die Schneekrystalle mit stärkerer Vergrößerung, so bemerkt man, daß sie entweder aus kleinen Eisnädelchen oder aus sehr dünnen Eisblättchen zusammengefügt sind, oder auch aus beiden zugleich.

Man sieht dies aus den Figuren, deren vollkommen



Uebrigens gehört das Wasser, oder wenigstens das zu Schnee krystallisirende Wasser der atmosphärischen Dampfbläschen, zu den *dimorphen*, d. h. zu denjenigen Körpern, welche nach zweierlei Grundformen, nach 2 verschiedenen Krystallsystemen, krystallisiren. An Fig. 29 und 30 sehen wir, daß der Schnee auch nach dem *quadratischen*, *Tetragonal-System* krystallisirt.

Wenn auch niemals alle Schneekrystalle eines Schneefalles einander gleich sind, so sind sie doch gewöhnlich einander ähnlich, was darauf schließen läßt, daß die die Kry-

Treue ich nicht bemäkele, indem in der genannten Schrift Herr Professor *Geinitz* in Dresden dafür einsteht, da er sie einer krystallographischen Beschreibung würdigt.

Wir müssen übrigens zwischen *Schneeflocken* und *Schneekrystallen* wohl unterscheiden. Erstere sind eine lockere Zusammenhäufung mehrerer Schneekrystalle, theils durch oberflächliche Zusammenschmelzung, theils auch blos durch Verflechtung vermittelst der Zacken. Wir sehen daher bei sehr geringen Kältegraden die Schneeflocken zuweilen bis taubeneigroß, bei größerer Kälte aber die Schneekrystalle

mehr frei und unverbunden fallen, weil sie im letzteren Falle sehr trocken sind und nicht aneinander anhaften.

Bei sehr geringer Kälte will Dr. Joh. Müller namentlich solche Schneekrystalle gesehen haben, welche Combinationen aus Eisnädelchen sind, und erklärt eine Temperatur von mehr als 12° unter dem Gefrierpunkt für die höchste Kälte, bei der es überhaupt noch schneit. Bei starker Kälte erinnere ich mich einigemal besonders glänzende, im Sonnenlicht spiegelnde und aus breiten Blättchen bestehende Schneekrystalle fallen gesehen zu haben.

Nun, wir alle haben Zeit und Gelegenheit, hierüber Beobachtungen anzustellen.

Die Hunde lassen sich zureden.*)

Von Frau B. B. K.

Bei der Behandlung der Hunde hört man gewöhnlich nur einzelne Kommandoworte als: komm', geh', leg' dich, hol's, faß' u. s. w. und es gehört schon zu den sogenannten Kunststücken wenn sie auf: wie spricht der Hund? bellen oder mit Mühe und Hunger dahin gebracht werden, einige komplicirtere Befehle, oft genug widerwillig, auszuführen. Ich wußte es auch nicht besser, als ich eines Tages einen erst kürzlich in Dienst getretenen Schäfer auf der Trift aufsuchte, um ihm noch einige Verhaltungsregeln zu geben. Es war im Frühjahr und er hütete eben auf einem Rasen an der Landstraße, welcher von drei Seiten mit Getreidefeldern umgeben war. Da ich das Gras naß fand, so rief ich dem Schäfer und derselbe kam sogleich, von seinem Hund gefolgt, zu mir an die Straße. Während ich sprach, hatte sich der Hund dicht vor seinen Herrn gesetzt und betrachtete mich sehr aufmerksam, Anton aber, um mich nicht zu unterbrechen, neigte sich zu ihm hinunter und sagte leise: „Caro, wahr' das Korn und lasse keins in den Weizen.“ Sofort trollte der Hund zuerst nach dem grünen Korn, und mit der Nase am Boden strich er die Fruchtfelder entlang auf und nieder, so daß kein Schaf über die Grenze treten konnte. Da der Schäfer sich nicht umgedreht und dem Hund die Richtung gezeigt hatte, so war ich sehr verwundert. „Kennt denn der Caro die Frucht so gut,“ fragte ich, „und versteht er auch sonst alles was Du sagst?“ „Alles,“ erwiederte Anton mit Stolz, „der Caro ist wie ein Mensch mit mir. Gestern war ich am Hageloh, wo der Raps steht und daneben der Weizen.“ „Wahr' den Raps,“ sagt' ich, der Caro sieht mich an, weil er diese Frucht noch nicht kennt, aber wie ich lache, denkt er, der Weizen ist's nicht, und läuft gerade auf den Raps zu.“

Ein anderes Mal läßt sich Anton bei mir melden und Caro folgt ihm auf dem Fuße. „Da darfst du nicht herein,“ sagt der Schäfer, „geh' hinunter vor die Hausthür und lege dich zu meiner Schippe.“ (Schäferstab.) Ich eilte an's Fenster, da kommt Caro aus der Thüre und legt sich mitten auf die Freitreppe, wo die Schippe am Pilaster lehnt.

Von da an behandelte ich die Hunde, wie ich's vom Anton gesehen hatte, und ich erinnere mich nicht, daß mir einer nicht gehorcht oder mich mißverstanden hätte, mit Ausnahme der sogenannten Schooßhunde, welche ebenso eigensinnig als störrisch sind, und eines russischen Hundes, welcher erst nach einem Jahre gehörig deutsch verstehen lernte. Von vielen Beispielen, welche ich erlebt habe, will ich hier nur zwei anführen, weil es zwei Hunde waren, welche mich früher noch nicht gesehen hatten.

Vor einigen Jahren besuchte ich meine Schwester, welche mit ihrer Familie auf einem schönen Landgute lebt. Der Gutshof liegt gar anmuthig auf einem Hügel mit der Aussicht in ein herrliches Flußthal und von Baumgärten umgeben. Er bildet ein großes richtiges Viereck, dessen vordere Seite das stattliche Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude, die drei andern Scheunen und Stallungen einnehmen. Neben diesen ist das eine Hofthor und neben dem Wohnhaus das andere, an beiden sind geräumige Hütten für die zwei großen, langhaarigen Hofhunde angebracht, so daß der eine Haus und Wirthschaft, der andere den Hof, Stallung und Scheuer bewachen konnte. Dem ersteren war aber die Aussicht nach diesen durch ein vorstehendes Brunnenhaus benommen.

Es mochte drei Uhr des Morgens sein, als ich und meine Begleiterin, ein zartes Berliner Stadtkind, aus süßem Schlaf durch furchtbares Gebelle geweckt wurden. Mit einem gewissen Wohlgefühl ward ich mir bewußt, daß ich wieder auf dem Lande sei, und gab mich dem Verständniß dieser ohrzerreißenden Töne hin. Die Knechte fütterten und tränkten und endlich schirrten sie die Zugthiere an, was alles der Hund am Hause mit zahllosen, theils bittenden, theils zornigen Ermahnungen, Warnungen und Verhaltungsregeln begleitete, während der im äußern Hofe nur zuweilen: „wuff“ machte, so viel als: „es ist alles in Ordnung.“ Nun fahren die Knechte hinaus; nun wird er wohl ruhig, sagte ich zu meiner gequälten Clotilde, aber o weh. Da geht die schwere Thür des Schafstalles in ihren ächzenden Angeln, der Schäfer treibt aus, sein Hund geht schweigend neben her, was nun die beiden Hofhunde zu wüthendem Bellen aufreizt. Mello, der Schafhund, würdigt sie keiner Antwort, er weiß, daß er im Dienste nicht bellen darf. Aber jetzt wurde es mir doch zu viel, ich stand auf und öffnete das Fenster, unter welchem sich der Hund wie rasend geberdete, und rief hinunter: „willst Du wohl still sein, Du einfältiger Hund, was bellst Du denn, wo es Dich nichts angeht. Deines Herrn Haus trägt Niemand fort und jetzt gehst Du gleich in Deine Hütte und

*) Obige Mittheilungen könnten ebenso wie einige andere Beiträge der geehrten Frau Verfasserin in den beiden vorigen Jahrgängen auch die Ueberschrift „zur Thierseelenkunde“ führen, und weil dieses ganze erst in neuerer Zeit wissenschaftlich angebaute Gebiet eben deshalb nur mit höchster Zurückhaltung betreten werden darf, so konnte ich der Anheimgebung der Frau Verfasserin, die uns als feine Beobachterin der Thierwelt schon bekannt ist, nur folgen und über die Zulassung oder Nichtzulassung dieser neuesten Beiträge mit mir zu Rathe gehen. Da aber über die Wahrhaftigkeit der Erzählerin kein Zweifel zulässig ist, so bleibt nur darüber eine Meinungsverschiedenheit berechtigt, ob man die Mittheilungen so deuten will wie sie oder nicht. Ich überlasse dies meinen Lesern und Leserinnen und glaube kein Recht und auch sonst keinen Grund zu haben, diese Beobachtungen von der Hand zu weisen, die ja immerhin dazu dienen werden, das Seelenleben der Thiere auch Anderen als einen unterhaltenden und wichtigen Gegenstand des Studiums nahezulegen. D. H.

läßt Dich nicht mehr vor mir sehen.“ — Er kroch auch wirklich sofort hinein, drehte sich und legte den Kopf auf die Vorderpfoten. „Aber Tante, sagte Clotilde, was hast Du denn gemacht, daß er gleich schweigt?“ Nun entgegnete ich, „Du hast doch gehört, daß ich mit ihm sprach.“ „Ja aber ein Hund versteht das doch nicht.“ „Ach Du verstehst das nicht“, antwortete ich und schlief wieder ein.

Als ich Nachmittags mit meinem lieben Wirthe beim Kaffee im Garten saß, kam eines der Kinder und rief: „Ach Vater, der Polack muß krank sein, die Annemie hat ihm Mittags sein Futter gegeben, aber er hat's noch nicht angerührt, ich habe ihn auch gelockt, aber er geht doch nicht aus seiner Hütte!“

Sofort erhob sich theilnehmend die ganze Familie, um sich nach Polacks Befinden zu erkunden, und ich ging auch mit. Ich glaubte, es gelte dem andern Kettenhund, denn mein Bekannter von heute früh hatte mir gute Proben einer kräftigen Gesundheit gegeben; als ich aber aus dem Garten trat, hatte mein Schwager eben diesen beim Halsband aus der Hütte gezogen und es ihm gelöst, um ihm eine Freude zu machen, aber Polack geht wieder in die Hütte, dreht sich um und legt den Kopf auf die Pfoten. Damit geht mir ein Licht auf, ich trete hinzu und sage freundlich: „So Polack, Du bist ein ganz verständiger Hund, komm' nur heraus und esse, so böse war's gar nicht von mir gemeint.“

Sofort fuhr er aus seiner Hütte und über die Schüssel her, wo er die großen Brocken mit Begierde verschlang.

„Du verstehst dich gut auf's Zureden“, sagte meine Schwester und ging beruhigt zurück, mein Schwager aber scherzte daß es mir eingefallen, seinen Polack zu haranguiren.

Am andern Tag reiste ich ab. Polack hatte uns ungestört schlafen lassen, und als endlich der Wagen vorfuhr und die Familie uns zum nochmaligen Abschied vor die Hausthüre begleitete, fiel mein Blick auf Polack, welcher manierlich vor seiner Hütte saß und den Vorgang mit lebhaften Augen beobachtete. Ich ging zu ihm: „Leb' wohl, Polack, sagte ich, wenn ich fort bin kannst Du wieder bellen so viel Du willst.“ Polack wedelte gelassen mit dem Schwanz und blickte mich so klug an, als wollte er sagen: was Du sprichst verstehe ich natürlich, aber was hülfe es, wenn ich dir antwortete, Du verstehst mich doch nicht. Als ich vor dem Thore um die Ecke fuhr, hörte ich ihn laut und lauter bellen, als sei es eben die höchste Zeit der Aufsicht und Bewachung sich wieder zu widmen.

In dem lieben herrlichen Nürnberg, welches außer vielen andern auch den Ruhm hat, daß sich in seinen Mauern der erste Thierschutzverein bildete, besuchte ich eines Tages eine Bekannte; gleich darauf kam ihr Töchterchen sehr entrüstet herein und sagte ihrer Mutter, der garstige Wiedu habe der Köchin schon wieder den Rock zerrissen. „Es ist recht unangenehm, sagte die Dame, in einem Hause zu wohnen, wo sich der Besitzer einen bösen Hund hält, welcher fast immer an der Treppe liegt und wer da kommt oder geht, beschädigt oder doch erschreckt; auf alle Klagen erwiedert er: „es sei sehr gut einen wachsamen Hund zu haben.“ Und nun bat sie mich, wenn ich wieder käme, doch ja recht vorsichtig zu sein, damit mir nichts geschähe. Jenen Tag sah ich den Hund nicht, als ich aber nach längerer Zeit meinen Besuch wiederholen wollte, fand ich unten quer vor der Treppe einen großen, kurzhaarigen gelben Hund mit der Schnauze am Boden liegen, dessen Augen recht heimtückisch blinzelten. Da ich wußte, daß man vor keinem Hunde zurückweichen oder die Flucht ergreifen darf, so trat ich fest auf ihn zu und rief: „Aha! Wiedu, von Dir habe ich schon gehört, und daß Du ein böser und tückischer Hund bist, der ehrlichen Leuten die Kleider zerreißt oder sie gar beißt. Darauf bist Du blos von einem lockern Studenten eingeübt worden, hier aber ist's eine Schande für Dich“ — Wiedu hatte sich allmälig aufgerichtet und saß auf seinen Hinterbeinen, und als ich fortfuhr — „und daher an die Treppe gehörst Du gar nicht, Du gehst gleich da hinein in den Hof, wo Du auch alles sehen kannst, was vorgeht“, trollte der Hund hinaus und legte sich im Hofe der Thüre gegenüber. Aber ich hatte noch einen Zuhörer gehabt. „Na döß is net erlebt,“ brummte es hinter mir, „doi muß woß könna“, und als ich mich umsah, schob sich eben ein Kopf mit weißer Zipfelmütze, eine Brille auf der Nase, ein merklicher Torfstich darunter, wieder durch das Guckfensterlein des nahen Comptoirs zurück. Nach einiger Zeit begegnete ich jener kleinen Anklägerin und fragte, ob sie noch immer so böse auf den Wiedu wäre? Ach der ist jetzt ganz gut, entgegnete das Kind, und bleibt den ganzen Tag im Hof. Der Hausherr behauptet, es hätte ihn Jemand „besprochen“.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Chemie des Kaffees haben Rochleder in Prag, Schrader und Payen am ausführlichsten geschrieben. Letzterer fand in der Bohne

Wasser	12	%
Gummi und Zucker . . .	15½	„
Kleber	13	„
Caffeïn	¾	„
Fett und flüchtiges Oel . .	13	„
Gerbsäure	5	„
Holzfaser	34	„
Asche	6¾	„

Aus dieser Stoffzerlegung geht am klarsten der Frevel hervor, den man durch heftiges oder offenes Rösten begeht. Gummi, Zucker, Kleber, Caffeïn, Fett und Oel gehen mehr oder weniger verloren und blähen im Schwinden die Bohne stärker auf. Hinreichend gerösteter Kaffee darf nur an 30% an Masse zunehmen, wogegen kastanien- und schwarzbraun gerösteter um 50% aufschwillt. Das in Amerika an so vielen Orten beobachtete Verfahren, die Bohne auf einer offenen Bratpfanne zu rösten, ist durchaus falsch, weil alle edlen flüchtigen Stoffe sich gänzlich entfernen. — Wer guten Kaffee trinken will, thut am besten, ihn warm zu mahlen und unmittelbar aus der Kaffeemühle in's Wasser zu bringen, oder auf den frischgebrannten Kaffee vor dem Erkalten anderen, fertig gemahlenen, abgekühlten aufzuschütten, der die entfliehenden Stoffe auffängt und bewahrt. Ein Zusatz von achtzig Gran kohlensauren Natrons auf jedes Pfund Kaffee verbessert das Getränk ohne Gleichen, und ist die Ursache, daß in Holland zumeist Mineralwasser zur Bereitung dieses Getränkes in Anwendung kommt.

(Cuba, d. Perle d. Antillen, von Jegór v. Sivers. S. 250.)

Die Zuckerernte wird auf Cuba häufig aus dem Grunde an verschiedenen Seiten begonnen, damit die in den Pflanzungen hausenden schädlichen Thiere, wie Schlangen und Ratten, nicht entfliehen können, sondern zur Mitte gescheucht, in immer engere Grenzen zusammengedrängt würden. Hat dieses einzige noch mit Rohr bestandene Stück ein gewisses kleinstes Maß erreicht, so wird unter allgemeinem Jubel der Sklaven von verschiedenen Seiten Feuer angelegt, das mit dem Rohr Schaaren von Ratten und Schlangen vertilgt, und gleichzeitig die hochgeschichteten, den Boden der Pflanzung deckenden schilfigen Blätter in raschdüngende Asche verwandelt.

(J. v. Sivers, Cuba. S. 267.)

Für Haus und Werkstatt.

Ueber Ballota nigra L. (schwarzer Gott'svergeß) als Bienenfutter, theilt der bekannte Königliche Garten-Inspector C. D. Bouché Folgendes mit. Diese in Europa und am Kaukasus wild wachsende Pflanze, welche ausdauernd ist und sich leicht durch Samen oder Zertheilung vermehren ließe, verdient die größte Beachtung der Bienenwirthe, indem sie von

Anfang Juli bis Ende September unaufhörlich Blüthen treibt, begierig von den Bienen aufgesucht wird und wie viele Pflanzen aus der Familie der Labiaten (Lippenblumen), z. B. Thymian (Thymus Serpyllum L.), Bienensaug [Taubnessel] (Lamium purpureum L.), Melisse (Melissa officinalis L.), eine reiche Fülle von Honig erzeugt. Einige große Büsche des hiesigen botanischen Gartens haben in dieser Beziehung schon seit mehreren Jahren meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und mich zu Beobachtungen veranlaßt, deren Ergebniß ich hier mittheile.

Indem sich in den Winkeln der Blüthenstengel immer neue Blumen erzeugen, währt die Blütezeit ungemein lange und es ist die Pflanze daher vom frühen Morgen bis späten Abend von Bienen umschwärmt, so daß man selten eine noch frische Blume unbesetzt findet.

Die Pflanze wächst auf jedem Mittelboden, besonders wenn er tief umgepflügt und im ersten Jahre der Anpflanzung etwas gedüngt worden ist; erst nach 5 bis 6 Jahren würde sie einer Umpflanzung oder neuen Ansaat bedürfen. Da aber der Anpflanzer nicht im Stande ist, fremde Bienen abzuhalten, sondern seinen Ertrag mit vielen anderen Bienenbesitzern wird theilen müssen, so möchte sich schwer ein Einzelner dazu verstehen, für Andere ein Stück seines Landes herzugeben und seine Mühe zu verwenden. Es dürfte daher am rathsamsten sein, wenn sich ganze Dorfgemeinden zu Anpflanzungen von Ballota nigra vereinigten; denn bei jedem Dorfe giebt es noch immer unbeackerte Stückchen Landes genug, welche in einer so lohnenden Weise benutzt werden könnten, da die Pflanze es sogar nicht verschmäht, auf Schutt- und Müllhaufen freudig emporzuwachsen. Will Jemand den Nutzen allein für sich genießen, so bepflanze er die Umgebung seines Bienenhauses damit.

Daß es aber von großer Wichtigkeit ist, die Honigproduktion in unserem Vaterlande zu vermehren und daß dazu der Anbau von Pflanzen, welche den Bienen Nahrung geben, Hauptbedingung sei, wird Niemand in Abrede stellen.

(Mtthl. d. C.-Inst. f. Akkl. in D.)

Bei der Redaction eingegangene Bücher.

Dr. H. G. Bronn, die Klassen und Ordnungen des Thier-Reiches, wissenschaftl. dargestellt in Wort und Bild. Mit auf Stein gez. Abbild. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung. 1859—60. 1. u. 2. Bd. — Unsern Lesern, welche bei der Erwerbung ihrer Bildungsmittel nicht zu kargen brauchen, kann dieses Buch nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Ausgezeichnete Abbildungen geben eine detaillirte Ansicht von der Organisation der Thierformen und das Buch giebt insofern mehr als der Titel erwarten läßt, als durch analytische Tafeln die Bestimmung sämmtlicher Gattungen vermittelt wird. Bis jetzt sind nur die Amorphozoen und Aktinozoen erschienen und das Buch verspricht oder droht ein sehr umfängliches und theures zu werden. Die erschienenen beiden Bände enthalten 12 und 49 lithogr. Tafeln. Die Lief. kostet 15 Sgr.

Verkehr.

Frl. L. H. in O. — Wenn Sie mit der Bestimmung der im vor. Jahre gesammelten Pflanzen selbst mit Hülfe Ihres Lehrers nicht ganz zu Stande kommen können, so bin ich gern erbötig, Ihnen beizustehen, wenn der fraglichen Pflanzen nicht zu viele sind; denn diesen Dienst, zu dem ich auch Andern mich verbunden fühle, kann ich Ihnen nur leisten, wenn er meine Zeit nicht zu sehr in Anspruch nimmt.

Herrn A. in W. — Für Ihre sinnige, aber in einer etwas zu hochgegriffenen Form mich überschätzende Neujahrs-Gratulation meinen herzlichsten Dank und treue Erwiederung. Das für Sie bestellte Mikroskop sollen Sie laut Brief der Herren Belthle u. Rexroth in Wezlar vom 24. Dec. „in 4—6 Wochen" erhalten.

Erster Bericht über „was werden die Leute dazu sagen?"*)

Am vergangenen Donnerstag Abend (den 20. Decbr.) veranlaßte mich eine Anzeige im Leipziger Tageblatt, ins Hotel de Saxe zu gehen, — wo ein „Vortrag von Prof. Roßmäßler" in Aussicht stand. Schon war eine große Anzahl von Männern und Frauen — Kinder sind von diesen Vorträgen ausgeschlossen — in dem Saal versammelt, in dessen Mitte drei schöne hohe Nadelbäume, eine Kiefer, eine Tanne und eine Fichte, aufgepflanzt waren.

Die Zuhörerschaft mehrte sich; alle Stände, selbst den Wehrstand, fand man vertreten; Handelsherren, Studenten, Künstler, Gewerbtreibende, Lehrburschen und Meister — Alle schauten erwartungsvoll nach den Lichtern der Christbäume.

Prof. Roßmäßler trat auf; sein Vortrag galt dem Weihnachtsfest, dem Feste der Liebe.

Wer würde nicht jedesmal bei der Wiederkehr des Christfestes in der Kindheit dämmerhelle Tage versetzt, — wer ließe sich nicht gern vom Christbaum etwas erzählen?

Roßmäßler sprach über die Nadelbäume im Allgemeinen; er zeigte, warum gerade sie zu Christbäumen erkoren seien, er gab einen morphologischen Grund hierfür an — den mathematischen Bau; einen physiologischen — das treue Grün — und einen historischen — die Berechtigung des Alters —; und machte nun auf die Unterscheidungsmerkmale von Kiefer, Tanne, Fichte aufmerksam. Ein paar Hundert Sträußchen, jedes aus je einem Reis der drei Baumarten gebunden, wurden im Saale vertheilt; ein Beifallssturm des gesammten Publikums zeigte, wie sehr es dem Redner gelungen war, die rechte Waldstimmung zu verbreiten, und wie dankbar man ihm zuhörte. Da saßen und standen sie nun, der Meister und der Lehrbursche, der Gelehrte und der Künstler, der Gewerbtreibende und der Handelsherr, Männer und Frauen, — und Alle sahen es aufmerksam an ihren Sträußchen nach, was R. auseinandersetzte. Und dabei war's ganz still im Saal, kein Klappen der Biertöpfchen, kein Klirren der Messer und Gabeln störte die Ruhe, — und doch befand man sich eben im Gasthof, an allen Tischen wurde gegessen und getrunken: — die Macht des Geistes hatte Alle gefesselt, Alle waren aufmerksam, Alle trieben Winterbotanik. Gern gab ein Jeder sein Geldstück den auf Roßmäßlers Anregung für einen mildthätigen Zweck einsammelnden Herren.

Die Zuhörerschaft im Hotel de Saxe, wie sie zusammengewürfelt war vom Zufall, von der Neugierde und von der wirklichen Lernbegierde, während Andere schon andere Abende diesen Vorträgen beigewohnt hatten, — kann man nicht sagen: diese Zuhörerschaft bildet einen Leipziger Humboldtverein?

Leipzig, den 24. Decbr. 1860. Klotz.

*) Mit einem Billet folgenden Inhalts: „wenn anders Sie es nicht für unpassend halten, würde es mir lieb sein, das Beiliegende (etwa als „kleine Mittheilung") in der Heimath abgedruckt zu finden" schickte mir unser fleißiger Mitarbeiter Herr Dr. Klotz den obigen kleinen Bericht, den aufzunehmen ich um so weniger Bedenken trage, als ich ja ohnehin in der Schlußnummer des eben beendeten Jahrganges (was in diesem Augenblicke Herr Dr. Klotz noch gar nicht wissen kann) dergleichen kleine Berichte versprochen habe. D. H.

2. Bericht von dem Unterhaltungsabend am 27. December.

Herr Dr. Theodor Apel, als Dichter vielen meiner Leser und Leserinnen ohne Zweifel vortheilhaft bekannt, sprach über „die Bühne als Schule des Lebens", vor einer dicht gedrängten Zuhörerschaft, welche dem Sprecher mit um so mehr Hingebung lauschte, als er schon als Blinder über dieselbe gebietet. Herr Apel legte den Schwerpunkt seiner Durchführung darein, daß in einer thatlosen Zeit die Bühne das Volk durch Vorführung von Heldengestalten zur Thatkraft und Vaterlandsliebe aufrütteln müsse. Nach ihm sprach der Herausgeber über eine „seltene Erscheinung", ein echt patriotisch aufgefaßtes und meisterhaft durchgeführtes Bild des Leipziger Malers L. Clasen: „Germania, die Rheingrenze schirmend", und knüpfte daran die Mittheilung, daß forthin an diesen Unterhaltungsabenden auf jede in Leipzig sich geltend machende interessante Erscheinung auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbes aufmerksam gemacht werden solle, was mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen wurde. Zuletzt wurde über die Verwendung der in der vorhergehenden Versammlung eingegangenen Summe von 14 Thlr. berichtet und angezeigt, daß während der bevorstehenden Neujahrsmesse wöchentlich zweimal Vorträge gehalten werden sollen.

Zur Beachtung. Da mit dieser Nummer das neue Quartal beginnt, so ersuchen wir die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen schleunigst aufgeben zu wollen.

C. Flemming's Verlag in Glogau. Schnellpressen-Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.